



Predigt über Prediger 8,6-9
zum 100. Jahrestag des Beginns des 1. Weltkrieges
(St. Marien Osnabrück, 2.8.2014)

Liebe Gemeinde,

„Worte, so zeitlos wie Wind und Blumen. Worte aus der Bibel, gesammelt von einem, der menschliche Erfahrungen aufgeschrieben hat. Viel länger als einhundert Jahre ist das her.

Doch diese Worte dehnen sich über die Zeit. Sie bleiben so beweglich und lebendig wie der Wind. Sie sind immer frisch und neu, wie die Blumen. In diesen Worten verdichtet sich eine menschliche Erfahrung. Dass nichts bleibt, wie es war. Dass nichts so ist, wie es anfangs erscheint. Und einmal auch die andere Seite zu sehen sein wird.“ (K. Oxen www.ekd.de)

Denn jedes Vorhaben hat seine Zeit und sein Gericht, und des Menschen Bosheit liegt schwer auf ihm. Denn er weiß nicht, was geschehen wird, und wer will ihm sagen, wie es werden wird?

Der Mensch hat keine Macht, den Wind aufzuhalten und hat keine Macht über den Tag des Todes, und keiner bleibt verschont im Krieg, und das gottlose Treiben rettet den Gottlosen nicht.

Das alles hab ich gesehen und richtete mein Herz auf alles Tun, das unter der Sonne geschieht zur Zeit, da ein Mensch herrscht über den andern zu seinem Unglück.

(Prediger 8,6-9)

Heute vor 100 Jahren erklärte Deutschland seinem Nachbarland Frankreich den Krieg. „So kamen sie Schulter an Schulter und überfluteten den Bahnsteig wie eine graue Welle. Alle Soldaten trugen um Hals und Brust lange Gewinde aus Sommerblumen. Selbst in den Gewehrläufen steckten Sträuße von Astern, Levkojen und Rosen, als wollten sie den Feind mit Blumen beschießen“, schreibt die 12jährige Elfriede Kuhr aus Schneidemühl am 4. August 1914 in ihr Tagebuch.

Der erste Weltkrieg, die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, erscheint am Anfang wie ein sommerlicher Spaziergang. „Geh aus mein Herz,... in dieser schönen Sommerzeit...“. Den Feind mit Blumen, Narzissus und die Tulipan beschießen. Mit Blumen und Hurra sind sie ausgezogen, mit Blumen auf Särgen kamen sie zurück.

„Jedes Vorhaben hat seine Zeit und sein Gericht. Das Buch des Predigers ist ein Buch voller Skepsis. Da hat sich einer alles angesehen, was ein Menschenleben ausmacht – und weiß sehr genau, dass zum einen immer das andere gehört. Geboren werden hat seine Zeit, Sterben hat seine Zeit, Töten hat seine Zeit, Heilen hat seine Zeit, Lieben hat seine Zeit, Hassen hat seine Zeit, Streit hat seine Zeit und Friede hat seine Zeit und so weiter und so weiter... Das zu wissen, ist gut. Es macht dankbar für das Schöne und vielleicht

gelassener im Blick auf das Schwere. Keine schlechte Haltung für ein Menschenleben.

Aber auch diese Haltung kann Menschen nicht bewahren vor der Erfahrung, dass man trotzdem am Anfang nie wissen kann, was am Ende sein wird. Denn er weiß nicht, was geschehen wird, und wer will ihm sagen, wie es werden wird?“ (ebd.)

Wenn wir als Kirchen in diesen Tagen auf den Beginn des Ersten Weltkrieges blicken, dann tun wir das zuerst mit Selbstkritik. Kirchen beider Konfessionen haben diesen mörderischen Krieg nicht begonnen, aber sie haben sich schnell einspannen lassen, und vor allem haben sie in geradezu unglaublicher Weise religiös überhört. Man lese einmal Predigten aus jener Zeit: Seid willige Lastenträger – so fordert der amtierende Pastor an St. Marien die Christen unter der Kanzel auf – und das ist noch das Harmloseste.

Es gab eine kaum zu überbietende Einheit aus Thron und Altar, die erst die Brutalität dieses Krieges möglich machte. Feldpredigten, religiöses Material und das Segnen von Waffen sind nur wenige Beispiele, die zu kritischer Betrachtung der Kirchen in jener Zeit Anlass bieten.

Es brauchte zwei Weltkriege, um heute eine deutliche klare und ablehnende Haltung zu Kriegen innerhalb der Kirche zu erhalten. Zwei grausame und Millionen von Opfern fordernde Kriege, in denen beide, die Kirche unsäglich Schuld auf sich geladen haben.

In einer Erklärung der Ev. Kirche Deutschlands zum Beginn des Ersten Weltkrieges in diesen Tagen heißt es: Die Kirchen „versagten im Hinblick auf die im Wort Gottes gegründete Aufgabe, zu Frieden und Versöhnung oder auch nur zur Gewaltbegrenzung beizutragen und sich zu Anwälten der Menschlichkeit und des Lebens zu machen. Ihr Glaube an den liebenden und versöhnenden Gott, ihre Verbundenheit im einen Leib Christi mit anderen Kirchen und die Universalität ihres Glaubens hat sie 1914 nicht vor Kriegsbegeisterung und -propaganda bewahrt, noch vor der Rechtfertigung nationaler Kriegsziele bis zum Ende.“

Wer einmal tiefer in die Geschichte einsteigt, erkennt, dass Soldaten in die Feldzüge gezogen sind aus Überzeugung, die gottlosen Feinde zu besiegen. „Das gottlose Treiben rettet den Gottlosen nicht“, heißt es im Predigttext. Wie wahr. Gerettet haben die Weltkriege niemanden.

Und heute? Die kriegerischen Auseinandersetzungen in der Ukraine und im Nahen Osten werden uns täglich vor Augen geführt. Die Welt ist wohl kaum besser geworden. Religiöse und nationale Eiferer treiben noch immer ihr Unwesen. Unschuldige sterben. Menschen auf dem Weg in den Urlaub. Kinder in Gaza und israelische Toraschüler, die zu Instrumenten der Provokation werden.

Der Pessimismus des Predigers scheint seine Berechtigung zu haben. Steckt denn in dem Text gar keine Hoffnung? Als Christ lese ich den Text vom Ende her, von Jesus Christus. Und dann kommt mir ein Wort in den Sinn, dass tröstlich ist und Hoffnung gibt. Vielleicht mag es überraschen, dass ich ausgerechnet dieses Wort als Hoffnungswort auswähle. Das Wort „Gericht“. Der Prediger spricht von dem Prediger, wenn er sagt:

„Denn jedes Vorhaben hat seine Zeit und sein Gericht“ (6) – nur als Christ kann ich in diesem Gedanken Hoffnung erkennen. Denn dass es eine begrenzte Zeit für Töten und Kriege und Morden und Leiden Unschuldiger gibt, enthält die Hoffnung, dass es einmal vorbei sein wird. Dass unser böses

Tun, von dem der Prediger sehr realistisch spricht, einem Gericht zugeführt wird, hat im Kern die Botschaft: Das bleibt nicht ungesühnt. Es impliziert Hoffnung für die Opfer. Wer den Gedanken des Gerichts aus unserem theologischen Sprachgebrauch entfernen will – weil er sich mit der Vorstellung von einem richtenden Gott vielleicht schwer tut – der verhöhnt die Opfer und macht sie erneut zu Opfern. Gottes richtendes Handeln, das Schuld benennt und Schuldige beim Namen ruft, gilt zuerst den Opfern von Schuld und Krieg und Leid und Terror. Ihr Leid ist nicht vergessen, es wird am Tag des Gerichts zum Vorschein kommen.

Damit ist noch nichts über Vergebung und die Liebe Gottes ausgesagt, sondern zunächst einmal nur etwas über Gottes Option für die Menschen, denen Leid zugefügt wurde. *„Selig sind, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“* (Mt 5) Der Trost der Leidtragenden besteht doch nicht darin, dass ihr Leid ungeschehen gemacht werden könnte. Der Trost besteht auch nicht darin, dass es den getöteten Kindern aus Gaza, den abgeschossenen Flugzeugpassagieren in der Ostukraine oder den vielen unschuldigen Zivilisten der Weltkriege oder den toten Soldaten auf allen Seiten der Front, die in diesen Wahnsinn geschickt wurden, der Trost besteht doch nicht darin, dass es denen eines Tages besser gehen wird, sie paradiesisch leben würden. Wem wäre das ein Trost?

Nein, tröstlich empfinde ich, dass in Gottes Gericht unser Tun, „das Herrschen über den andern zu seinem Unglück“ nicht verborgen bleibt oder verschwiegen wird. Gott hält Gericht zum Trost der Opfer unserer Tage und der vergangenen Zeit.

Und dann erst, wenn ich diesen Gedanken aushalte, kann ich beginnen zu denken, dass in diesem Gericht Jesus Christus mein Anwalt und Richter zugleich ist. Ich spekuliere nicht über Gottes Urteil über andere. Ich sortiere nicht nach rechts und links, gut und böse. Schon gar nicht weiß ich heute, wer gläubig und wer ungläubig ist. All das ist nicht meine Sache. Meine Sache ist es, zu vertrauen, dass der, der über mir und meinen Taten zu Gericht sitzt, auch mein Fürsprecher ist. Der ist nämlich für mich gestorben! Nimmt weg alle Schuld, denn fürwahr er trug für uns unsere Sünden...

So steckt also in diesem nihilistischen Text doch eine Botschaft der Hoffnung, des Lebens, der Zuversicht und Freude. Diese treibt mich dann an, mich mutig für den Frieden einzusetzen. Heute, angesichts der Krisen unserer Zeit. Nach dem zweiten Weltkrieg haben sich die Kirchen immer stärker friedensethisch positioniert. Manches war deutlich über das Ziel hinaus. Soldaten wurden z.T. verunglimpft. Aber die Erfahrungen der Toten von Verdun und dann später der Opfer des nationalsozialistischen Terrors ließen die Kirchen sich deutlicher für Frieden in dieser Welt engagieren. Manchen nicht deutlich genug.

Es ist eine der größten Leistungen der Kirchen der Nachkriegszeit, dass sie sich in die europäische Ökumene eingebracht haben. Diese internationale Verflechtung ist eine der stärksten Impulse zur Vermeidung von Kriegen. Dazu gehört natürlich auch das beharrliche Gebet und die vielen Initiativen zur Bekämpfung von Konfliktursachen, für zivile Konfliktbearbeitung und die Versöhnungsarbeit, die bekanntlich stark durch die beiden Kirchen vorangetrieben worden ist, denken wir nur an die Ostdenkschrift der EKD von 1965.

In unseren Kirchen hängen die Tafeln mit den Gefallenen der Weltkriege. Namen sind dort verzeichnet. Wir kennen die Familien und Nachfahren in unseren Gemeinden zum Teil. Diese Tafeln sollen uns Mahnung zum friedfertigen Handeln sein. *„Selig sind die Friedenstifter, denn sie werden Gottes*

Kinder heißen.“Mahnung sind uns auch die unzähligen Gräberfelder, wo die namenlosen toten Soldaten begraben liegen. Von diesen singt Hannes Wader:

„Weit in der Champagne / im Mittsommergrün,
dort, wo zwischen Grabkreuzen Mohnblumen blüh'n,
da flüstern die Gräser und wiegen sich leicht
im Wind, der sanft über das Gräberfeld streicht.

Auf deinem Kreuz finde ich, toter Soldat,
deinen Namen nicht, nur Ziffern, und jemand hat
die Zahl neunzehnhundertundsechzehn gemalt,
und du warst nicht einmal neunzehn Jahre alt.“

Amen